



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kaemmel, Otto: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland : 1859 bis  
1866 : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland

1859 bis 1866

(Schluß)



he es noch sicher war, daß Italien seine eignen Wege ging, glaubte Napoleon III. in der Erwartung, es werde sich doch noch vom Kriege zurückhalten lassen, an Preußen eine entscheidende Forderung stellen zu können: am 2. Mai bezeichnete er dem preußischen Botschafter Robert von der Goltz andeutungsweise als den Preis für die französische Neutralität die Rheingrenze. Er hatte seine Karten zu früh aufgedeckt. Seitdem mußte Bismarck, wessen er sich von ihm zu versehen habe; er mußte den Krieg mit Österreich wagen auf die Gefahr hin, daß Frankreich das Rheinland bedrohe, denn von irgend welchem Eingehen auf solche Wünsche Napoleons konnte ja gar keine Rede sein.

Während sich somit der westliche Horizont umdüsterte, zeigte sich zugleich, daß sich die Hoffnung Bismarcks, die Mittelstaaten zu sich herüberzuziehen oder sich mindestens ihrer Neutralität zu versichern, nicht erfüllte. Sie kannten keinen höhern Gedanken, als die Behauptung ihrer ungeschmälerten Souveränität; sie wollten am liebsten mit den Kleinstaaten eine selbständige „dritte Gruppe“ neben den beiden Großmächten bilden, deren Rivalität ihnen als die sicherste Bürgschaft ihrer eignen ungeschmälerten Selbständigkeit erschien. Nur dachte Bayern die Trias als Schemel für eine selbständige europäische Großmachtstellung zu benutzen, und die Kleinstaaten zogen vermutlich, wenn sie denn einmal auf Souveränitätsrechte verzichten sollten, einen mächtigen Schirmherrn, also eine Großmacht, einem anspruchsvollen, aber thatächlich ohnmächtigen Beschützer vor. Sobald nun Preußen mit der Bundesreform unter seiner Führung Ernst machte, wurden die meisten Mittelstaaten auf die Seite Österreichs getrieben, das an eine ernste Bundesreform gar nicht dachte, am

wenigsten damals. Aber während von der Pforden zwischen der Angst um die bayrische Souveränität und der tiefen Abneigung gegen Österreich unsicher hin- und herschwankte, während König Georg V. von Hannover in seinem Welfenstolze möglichst freie Hand behalten wollte, um sich je nach den Umständen zu entscheiden, sich zwar dann zu Österreich neigte, als ihm Kaiser Franz Joseph in einem Handschreiben am 20. Mai eine Vergrößerung auf Kosten seiner Nachbarn zusicherte, und doch keine ausreichenden militärischen Vorkehrungen traf, traten König Johann und Kronprinz Albert von Sachsen, sobald sich die Unzuverlässigkeit Bayerns herausstellte, klar und entschlossen auf Österreichs Seite und rüsteten nach Kräften; schon um den 20. Mai stand die sächsische Armee um Dresden zum Abmarsch nach Böhmen fertig, und der Kronprinz bat Benedek an diesem Tage, ihm seine Absichten mitzuteilen, damit die Sachsen ihren Marsch demgemäß einrichten könnten (V. Beilage). Über die unruhige Geschäftigkeit und das hochgradige Selbstbewußtsein BeufTs, den der alte Fürst Metternich einmal einen „politischen Seiltänzer“ genannt hatte, und den auch König Johann von „Seitensprüngen“ abhalten zu müssen erklärte, urteilt auch Friedjung wenig günstig, bei aller Anerkennung seiner reichen Begabung.

Die Rücksicht auf die mit ihm thatsächlich schon verbündeten Mittelstaaten, die dann doch, mit Ausnahme Sachsens, für Österreich gar nichts leisteten, übte nun einen verhängnisvollen Einfluß auf die österreichische Politik. Zum letztenmale machte Bismarck, zunächst auf die Veranlassung und durch den Mund Antons von Gablenz, der in Preußen angefahren war, während sein Bruder als General in österreichischen Diensten stand, dem Wiener Kabinett den Vorschlag, die Vorherrschaft und den militärischen Oberbefehl in Deutschland zwischen die beiden Großmächte zu teilen, die beiderseitigen Besitzungen (auch Venedig) einander zu garantiren und dann gemeinsam gegen Frankreich vorzugehen (25. Mai). Inwieweit Bismarck die Annahme dieser Vorschläge für möglich gehalten und sie im vollen Ernste gemacht hat, ist nicht recht zu sagen, für Österreich boten sie jedenfalls viele Vorteile. Doch das tiefe Mißtrauen gegen Bismarck, die alte Tradition und das Verhältnis zu den Mittelstaaten, die dann Österreich der Treulosigkeit hätten beschuldigen können, bestimmten den Kaiser, sie abzulehnen. Auch so förderte er Bismarcks Politik, denn König Wilhelm, der den Teilungsplan ernster genommen hatte, sah in seiner Zurückweisung einen neuen Beweis von Feindseligkeit. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als Österreich am 1. Juni die Annahme des Napoleonischen Kongressvorschlages, dem Preußen und Italien schon zugestimmt hatten, gegen Mensdorffs Stimme an unerfüllbare Bedingungen knüpfte, ihn also ablehnte. Die letzte Hoffnung auf die Abwendung des Krieges war damit geschwunden, und durch die Teilnahme der Mittelstaaten wurde er zum wirklichen Bruderkriege.

Wenn Österreich sich so entschied, so geschah das schon unter dem Eindrucke der Verhandlungen mit Frankreich. Von einem „Wettlauf“ Preußens und Österreichs, wie sich Friedjung ausdrückt, kann dabei doch keine Rede sein; das Äußerste, was Bismarck von Napoleon III. verlangte, war die Zusicherung seiner Neutralität; aber weder hat dieser eine direkte klare Forderung an Preußen gestellt, noch hat Bismarck ihm ein Angebot deutschen Bodens gemacht, wie damals vielfach gefürchtet wurde; er war deshalb auch noch beim Ausbruche des Krieges der Haltung Frankreichs keineswegs sicher. Anders Österreich. Am 12. Juni schloß es mit Frankreich einen geheimen Vertrag, der in seinem Wortlaute noch heute unbekannt ist, den aber Beust später das „unglaublichste Aktenstück“ genannt hat, das ihm je vorgekommen sei. Darnach trat Österreich unter allen Umständen, es mochte siegen oder nicht, Venedig an Italien ab und versprach, in Deutschland keine politischen oder territorialen Veränderungen ohne Frankreichs Zustimmung vorzunehmen, d. h. es verzichtete auf jede wirkliche Bundesreform in Deutschland und nahm für sich die Erwerbung Schlesiens, für Frankreich die des Rheinlandes in Aussicht. In Italien aber wurde dem Papste nicht nur der Besitz des Kirchenstaats verbürgt, sondern auch die Marken und die Legationen in Aussicht gestellt, falls sich dort eine Volksbewegung erheben sollte, die zuzulassen sein werde. Damit war also auch die schon beinahe vollendete Einheit Italiens bedroht. Und was gewann dafür Österreich? Lediglich die Neutralität Frankreichs, nicht etwa die Italiens; es erhielt vielmehr dort nur die Erlaubnis, mit seinen Waffen den verfallenen Kirchenstaat wieder aufzurichten, in Deutschland für sich Schlesien zu erobern. Aber indem es das linke Rheinufer den Franzosen preisgab und auf jede einheitliche Gestaltung Deutschlands verzichtete, führte es abermals den Beweis — ähnlich wie 1757 —, daß es weder den Willen noch den Beruf habe, die nationalen Bedürfnisse Deutschlands zu befriedigen oder auch nur in der bisherigen Weise an seiner Spitze zu stehen. Welcher Zukunft ging Deutschland also entgegen, wenn Österreich siegte! Das verdiente weit entschiedener betont zu werden, als es Friedjung gethan hat.

Der Bruch der Gasteiner Konvention durch die Überweisung der schleswig-holsteinischen Sache an den Bundestag, die einseitige Berufung der holsteinischen Stände, der Einmarsch der Preußen in Holstein (7. Juni), die Überreichung des preußischen Bundesreformplanes (10. Juni) und die übereilte Abstimmung über den von Bayern gemilderten Antrag Österreichs auf die Mobilisirung außerpreußischer Kontingente (14. Juni) gingen neben diesen Verhandlungen her oder folgten ihrem Abschlusse unmittelbar. Mit voller Zuversicht ging die österreichisch-mittelstaatliche Diplomatie in den Krieg, und aller Haß der Ultramontanen, Demokraten und Partikularisten gegen Preußen entlud sich in der österreichischen und süddeutschen Presse in einem Strom von Schimpfreden, an die noch heute kein Deutscher, der dies Sahr mit Bewußtsein erlebt hat, ohne tiefe Be-

schämung denken kann. Friedjung scheint es in diesem Sinne nicht mit erlebt zu haben.\*)

Im seltsamsten Gegensatz zu der Zuversicht, mit der in Österreich die Diplomaten wie die Volksstimmung dem Kriege entgegenzusehen, standen Stimmung und Verfahren der Heeresleitung. Nur widerwillig und ohne Vertrauen auf sich selbst übernahm am 12. Mai der Feldzeugmeister Ludwig von Benedek den Oberbefehl der Nordarmee, nur weil der Kaiser, der Volksstimmung nachgebend, es ihm befahl, und der Erzherzog Albrecht, der selbst zum Befehlshaber der Süddarmee in Italien ausersehen war, ihm vorstellte, daß ein Mitglied des kaiserlichen Hauses sich der Gefahr einer Niederlage nicht aussetzen dürfe. Italien, so hatte Benedek erklärt, wolle er gegen jeden Angriff garantiren, denn dort kenne er jeden Baum, in Böhmen wisse er nicht einmal, wo die Elbe fließe. In der That, er war ein tapferer und glücklicher Korpsführer, aber kein Feldherr. Dazu fehlten ihm der Überblick und die Fähigkeit des raschen Entschlusses, wie nicht minder die militärwissenschaftliche Bildung. Mit den Soldaten wußte er vortrefflich zu verkehren, und fast jedes Regiment seines buntgemischten Heeres verstand er in seiner Sprache anzureden, sorgte auch väterlich für die Truppen, aber mit den teilweise sehr hochgeborenen Generalen seiner Korps traf er den Ton nicht, und bei seinen Offizieren hielt er selbst im Felde auffällig viel auf an sich gleichgiltige Aeußerlichkeiten in der Uniform und sogar in der Barttracht. Daher genoß er zwar das Vertrauen der Soldaten, aber nicht der höhern Offiziere. Umso wichtiger war demnach die Wahl des Generalstabschefs. Dies war nur der Form nach der Freiherr von Henikstein, thatsächlich wurde es der Chef der Operationskanzlei, Generalmajor Gideon Krizmanitsch, ein Offizier kroatischer Abkunft, ein gelehrter Theoretiker von gründlichen militärwissenschaftlichen Kenntnissen und voll starken Selbstgefühls, der, starr an einem einmal gefaßten Plane festhaltend, jede Einwendung mit dem Bewußtsein der Überlegenheit abzuweisen pflegte, und da er Benedeks Schwächen zu ergänzen schien, bei diesem im größten Ansehen stand. So wurde er die Seele der ganzen österreichischen Kriegführung im Norden. Viel günstiger stand es für Österreich im Süden. Nicht nur war der Erzherzog Albrecht persönlich seiner Aufgabe durchaus gewachsen, sondern er hatte auch im Feldmarschallleutnant John einen ausgezeichneten Generalstabschef, dessen kalte Ruhe das feurige Ungeßüm des Erzherzogs wirksam und glücklich dämpfte.

Mit der ausführlichen Darstellung des siegreichen Kampfes in Italien bis nach der Schlacht von Custozza am 24. Juni 1866 beginnt Friedjung die Schilderung der Kriegseignisse; dann folgt, nur in den Hauptzügen dargestellt, die Unterwerfung Norddeutschlands, die Einleitung des preußischen

\*) Einige besonders widerwärtige Proben roher Drohbriebe an Bismarck teilt das Bismarck-Jahrbuch von 1894 (S. 152 ff.) mit.

Vormarsches gegen Österreich. Nach den Plänen von Krizmanitsch sollte sich die Nordarmee zunächst bei Olmütz sammeln, weil er einen Einbruch der Preußen von Schlesien nach Mähren fürchtete; nach Böhmen bis zur Iser wurde zunächst nur das Korps Clam-Gallas vorgehoben, an das sich dann die Sachsen angeschlossen. Doch beabsichtigte Krizmanitsch von anfang an die Hauptarmee nach Böhmen zu führen und hier bei Josephstadt zu vereinigen in einer Stellung, in der 1778 Joseph II. mit Erfolg Friedrich dem Großen die Spitze geboten hatte. Hier beherrschte er die innern Linien, und hier sollte die Entscheidung fallen. Er gab also den Gedanken eines Angriffs auf Preußen nur fürs erste auf; nach einem durchschlagenden Siege auf böhmischem Boden gedachte er das Heer durch Sachsen gegen Berlin zu führen. Wie die österreichische Heeresleitung über die wirklichen Absichten der preussischen im Unklaren war, so auch umgekehrt: bis zum 11. Juni vermutete der preussische Generalstab die österreichische Hauptmacht in Böhmen und besorgte einen Angriff auf Schlesien. Daher wollte Moltke, um den Vorteil der raschern Mobilisierung in Preußen auszunützen, schon um den 5. Juni loszuschlagen; allein der König bestand darauf, daß Preußen abwarte, bis Österreich politisch als der Angreifer erscheine, und wollte auch Sachsen nicht eher feindlich behandeln, als bis es seine Vorschläge abgewiesen habe. So bestand in Preußen zwischen dem Verfahren der Staats- und der Heeresleitung gerade das umgekehrte Verhältnis wie in Österreich: die Generale drängten zum Schlagen, die Staatsleitung hielt zurück; der König selbst dachte lange sogar an einen bloßen Verteidigungskrieg. Daher mußte die Heeresleitung den schweren Nachteil in den Kauf nehmen, daß die preussischen Korps zunächst auf einer langen kordonartigen Linie von sechzig Meilen, von Halle und Zeitz bis Olag, verteilt standen, um Schlesien nicht preisgeben zu müssen. Erst zwischen dem 6. und 10. Juni zogen sie sich enger zusammen, sodaß die Hauptmasse in der preussischen Oberlausitz und im nordwestlichen Schlesien stand, und als am 14. Juni die Würfel gefallen waren, „da wurde der letzte Mann, der letzte Hauch daran gesetzt, den Sieg zu erringen“ im stürmischen Angriff. Im Feindeslande sollten sich die getrennten Heersäulen zur Entscheidungsschlacht vereinigen.

Erst in den Tagen, als die Preußen schon Sachsen überfluteten, am 17. Juni, begannen die Österreicher, etwa 180000 Mann, auf das Drängen des Kaisers und auf die Kunde, daß nach der neuen preussischen Aufstellung in Schlesien ein Einbruch in Mähren nicht mehr zu besorgen sei, auf drei Straßen den Abmarsch von Olmütz nach Böhmen. Am 28. Juni sollten fünf Armeekorps um Josephstadt vereinigt sein. Die Sachsen näherten sich in Gewaltmärschen der Iser, und auch die Bayern sollten nach einer Verabredung mit ihrem Generalstabschef von der Tann in Böhmen erscheinen. Daß von der Pfordten in kleinstaatlicher Befangenheit seine Einwilligung dazu verweigerte, war der erste Mißerfolg der Österreicher im Norden.

Den Höhepunkt des Friedjung'schen Werkes bildet die Darstellung des böhmischen Feldzugs. Die ganze dramatische Gewalt dieses „siebentägigen Krieges“ kommt hier in einem großartigen Gemälde voll flutenden Lebens und erschütternder Wahrheit vorzüglich zur Geltung. Ohne seine Darstellung mit Einzelheiten zu überladen, weiß Friedjung ebenso wohl die Entschlüsse und Beweggründe der Leiter, wie den Gang der Gefechte aufs klarste zu entwickeln. Aber nicht Schachfiguren, sondern lebendige Menschen in Hoffnung und Sorge, in kühnem Draufgehen und zäher Gegenwehr, in Siegesjubel und Verzweiflung bewegen sich vor unsern Augen. Ohne Zweifel verdient diese Darstellung vor Sybel den Preis; Friedjung reißt unwillkürlich mit sich fort, Sybel entfaltet die Ereignisse mit völliger Klarheit, aber er läßt im Grunde genommen kalt. Auch die Anordnung des Stoffes ist bei beiden Historikern wesentlich verschieden. Sybel folgt den Ereignissen im Zusammenhange zuerst mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl, dann mit dem Heere des Kronprinzen, bis sich beide auf dem Siegesfelde vereinigen. Friedjung stellt den österreichischen Generalstab in den Mittelpunkt und zeigt, wie die Ereignisse an der Ostgrenze und die in Nordwestböhmen fortwährend auf einander und auf die Entschlüsse der Oberleitung wirken. So folgen wir den Vorgängen Tag für Tag, ja Stunde für Stunde in atemloser Spannung, als wenn wir sie selbst erlebten, und vollends dem, dessen eigne Erinnerung bis in diese Zeit zurückreicht, und in dem noch etwas nachzittert von der ungeheuern Erregung dieser gewaltigen Woche, treten die Tage, die das Schicksal Deutschlands entschieden, wieder lebendig vor die Seele.

Benedek's damals viel besprochener und nachmals viel bespöttelter „Plan“ ging darauf aus, sich mit Übermacht gegen den Prinzen Friedrich Karl zu wenden und nach seiner Überwältigung zum Angriff überzugehen; gegen den Kronprinzen wollte er sich nur abwehrend verhalten. Er stellte ihm daher zunächst nur zwei Armeekorps (Gablenz und Ramming) entgegen, weil er meinte, diese würden genügen, den langen, vereinzelt Heersäulen der schlesischen Armee den Ausgang aus den schwierigen Paßstraßen zu verlegen. Es war sein Irrtum, aber ein verzeihlicher Irrtum, daß er weniger die Stärke dieses Heeres, als die Energie der preussischen Führung unterschätzte, und ein Fehler, daß er, weil er sein Heer nicht in Böhmen, sondern in Olmütz gesammelt hatte, zu spät kam, um die erste preussische Armee zu schlagen, bevor der Kronprinz seine rechte Flanke wirksam bedrohen konnte. Dabei teilte er aber die Grundgedanken seinen Unterfeldherrn niemals mit, sondern wies ihnen immer nur einzelne bestimmte Aufgaben zu. Sie tappten daher über den Zusammenhang und die Ziele der Operationen immer im Dunkeln und waren deshalb zu Eigenmächtigkeiten aller Art geneigt. Um so nachteiliger war es, daß die Ausfertigung und namentlich die Übermittlung der Befehle Benedek's fast immer unbegreiflich und unverantwortlich faumselig war; ja diese echt

österreichische „Schlamperei“ hat ganz verkehrte, den Absichten Benedeks geradezu widersprechende Operationen verschuldet.

Ganz anders verfuhr Moltke. Er gab immer das Ziel der Operationen an, die Ausführung im einzelnen überließ er den Armee- und Korpsführern. So wies er auch am 22. Juni, als die erste Armee mit der Elbarmee schon in der südlichen Oberlausitz dicht an der Grenze Böhmens stand, den Prinzen Friedrich Karl und den Kronprinzen kurz und bündig nur an, in Böhmen einzurücken und die Vereinigung in der Richtung auf Gitschin aufzusuchen. Infolgedessen überschritt Prinz Friedrich Karl am Morgen des 23. Juni, Sonnabends, die böhmische Grenze. Wenn Friedjungs Karte als Hauptrichtung des Einmarsches die Linie Görlitz-Friedland-Reichenberg angiebt, so ist das nicht genau. Vielmehr muß, da als „Haupttrichtung“ doch der Weg des Hauptquartiers angesehen werden muß, als solche die Straße Görlitz-Zittau-Reichenberg bezeichnet werden, die Linie, die den Preußen zugleich die einzige benutzbare Bahnverbindung nach Böhmen für ihre Nachschübe und Rücktransporte bot. Zittau, wo noch am 20. Juni österreichische Husarenpatrouillen rekonoszirt hatten, wurde schon am 22. von der 7. Division besetzt, die ihre Vorposten bis dicht an die nahe Grenze vorschob; am 23. folgte die 8. Division und Teile des II. (pommerschen) Armeekorps (also etwa die Hälfte der ganzen ersten Armee) in endlosen Kolonnen von Görlitz und Löbau her. Der Prinz hatte sein Hauptquartier am 22. abends in Hirschfelde an der Straße von Görlitz nach Zittau; in Zittau erschien er am Sonnabend früh gegen sieben Uhr und ritt um die Stadt die böhmische Straße hinaus bis an den Grenzposten; hier stieg er ab und ließ stundenlang seine Heersäulen an sich vorbeifiliren, die beim Anblick des Feldherrn und des schwarzgelben Schlagbaums in brausende Hurras ausbrachen. Auch die amtliche preußische Depesche von diesem Tage lautete: „Die erste Armee ist heute über Zittau in Böhmen eingerückt.“

Doch viel entscheidender als dies Heer griff die zweite Armee, den Kronprinzen und Blumenthal an der Spitze, in den Kampf ein. Sie vor allem hat Benedeks ganzen Plan vereitelt. Noch am Morgen des 26. Juni wies Benedek den Kronprinzen Albert, den nunmehrigen Oberbefehlshaber der Sferarmee, an, die Sferlinie „um jeden Preis“ zu halten, denn seinem Plane gemäß setzte er jetzt seine Hauptmacht von Josephstadt dorthin in Bewegung. Aber an demselben Tage warfen die preußischen Vortruppen die Österreicher bei Hühnerwasser und Liebenau zurück, besetzten Turnau, das den Übergang nach Gitschin beherrscht, und erstürmten noch in der Nacht die Sferbrücke bei Podol. Damit war die Sferlinie schon durchbrochen, ja die Stellung der Sferarmee schon mit Umgehung bedroht, die Absicht Benedeks also vereitelt. Dazu brachen jetzt die Korps des Kronprinzen über die Grenze und stießen in seine rechte Flanke vor, das I. Korps (Bonin) von Liebau über Trautenau mit

der Richtung nach Pilnikau und Gitschin, das V. (Steinmex) gefolgt vom VI. (Mutius) von Glatz her gegen Nachod, in der Mitte zwischen beiden die Garden als eine Art von Reserve für beide über Braunau. Anfangs schienen Benedeks Voraussetzungen zuzutreffen. Gablenz wies am 27. Juni Bonin bei Trautenua siegreich zurück, und gegen Ramming konnte Steinmex bei Nachod eben nur den Ausgang aus dem Defilee gewinnen. Daher setzte Benedek auch jetzt noch seine Bewegung nach der Iser hin fort, schickte aber gegen den Kronprinzen noch zwei Korps, das VIII. des Erzherzogs Leopold und das IV. (Festetics), die beide ihren Marsch nach der Iser abbrechen mußten, um Ramming bei Skalitš zu Hilfe zu kommen. Hier standen also am Morgen des 28. Juni drei österreichische Armeekorps mit zehn Brigaden dem einzigen Armeekorps Steinmex (vier Brigaden) und einer Brigade vom VI. Korps gegenüber, 70000 gegen 30000 Mann, und Benedek selbst erschien bei seinen Truppen, von ihnen mit Jubel begrüßt, denn sie erwarteten endlich von ihm zu einem entscheidenden Schlage gegen den Feind geführt zu werden. In der That rieten ihm auch Ramming und andre Offiziere dringend dazu, seine augenblickliche Übermacht zu einem solchen zu benutzen, und vermutlich wäre es ihm gelungen, Steinmex ins Gebirge zurückzuwerfen, worauf dann die vereinzelt Garden ihren Vormarsch schwerlich hätten fortsetzen können, aber Benedek und Krismanitsch wollten sich in ihrem „Plane“ nicht stören lassen, gaben also den Korps den Befehl, zurückzugehen, und kehrten selbst nach Josephstadt zurück. Damit verspielten sie die letzte Möglichkeit zu einem entscheidenden Schlage; es war die Krisis des Feldzugs. Mehrere Jahre später hat der Kriegsminister Ruhn zu seinem frühern Waffengefährten Benedek gesagt: „Freund, das war dein Fehler, daß du den preußischen Kronprinzen nicht am 28. Juni angegriffen hast.“ Die schlimmen Folgen zeigten sich auf der Stelle. Benedeks ausdrücklichen Befehl ungehorsam blieb der Erzherzog Leopold ehrenhalber bei Skalitš stehen und erlitt hier noch an demselben 28. Juni gegen den ungestüm andringenden Steinmex eine zerschmetternde Niederlage. In denselben Stunden faßten die Garden, von Eipel her vordringend, das Korps Gablenz in die Flanke und drängten es nach dem blutigen Treffen bei Soor und Burkersdorf von Josephstadt ab nach Westen auf Königinhof zurück. Die Korps des Kronprinzen hatten den Ausweg aus den Pässen erkämpft, waren vereinigt und standen nur noch einen Tagemarsch von der Elbe entfernt den Österreichern in der Flanke.

Damit war deren Vormarsch nach der Iser unmöglich geworden; abends elf Uhr ergingen aus Josephstadt Benedeks Befehle an die vordersten Korps, anzuhalten. Noch hätte die Möglichkeit vorgelegen, mit raschem Frontwechsel eine Übermacht auf das schlesische Heer zu werfen, allein dazu fehlte der Entschluß. Noch am 29. gab vielmehr Krismanitsch die Befehle aus, das ganze Heer südlich von Königinhof auf der Hochebene von Dubenez zu vereinigen, in der Stellung von 1778, um hier wie damals den Preußen die Spitze zu

bieten. Noch im Laufe dieses Tages rückten sechs Korps und drei Kavalleriedivisionen in diese Stellung ein, und mitten unter ihnen nahm Benedek in Dubenez sein Hauptquartier. Er hatte seinen Plan, das eine der feindlichen Heere mit Übermacht anzugreifen, nunmehr völlig aufgegeben und konnte jetzt nicht einmal die Vereinigung der feindlichen Armeen mehr verhindern. Am 30. Juni erstürmten die Garden Königinhof und gewannen damit den Übergang über die Elbe; an demselben Tage warf Steinmez Festetics bei Schweinschädel zurück und erreichte um sechs Uhr abends bei Gradlitz ebenfalls die Elbe.

Von der andern Seite her näherte sich Prinz Friedrich Karl. Den 27. Juni hatte er benutzt, um sein Korps zum Vormarsch über die Tser zu sammeln; am 28. lieferte ihm Kronprinz Albert, der einzige General der Nordarmee, der seiner Aufgabe gewachsen war, im Osten von Turnau her schon halb umgangen, ein scharfes Rückzugsgefecht bei Münchengrätz und wich dann auf Gitschin zurück, noch in der Meinung, hier die Hauptarmee erwarten zu können, und deshalb entschlossen, die Stadt zu halten. Er glaubte damit Benedeks Absichten zu entsprechen, denn am 29. Juni nachmittags zwei Uhr traf — mit unglaublicher Verspätung! — dessen Befehl vom 28. abends sechs Uhr ein, der den Vormarsch nach der Tser anordnete, und von der seitdem völlig veränderten Kriegslage, von den Niederlagen des 27. und 28. Juni, wußte der Kronprinz noch nichts. So nahm er, als die Preußen, einer Aufforderung Moltkes folgend, stärker nachdrängten, am Nachmittage des 29. Juni die Schlacht vor Gitschin an. Da traf einhalb acht abends der Befehl zum Rückzuge ein; um die drei Reittunden von Josephstadt nach Gitschin zurückzulegen, hatte diese entscheidende Weisung, die, wenn sie dem Kronprinzen nur wenige Stunden früher zugegangen wäre, das ganze blutige Gefecht verhindert hätte, einen ganzen Tag gebraucht! Jetzt mußte es unter schweren Verlusten abgebrochen und der Rückzug in dunkler Nacht angetreten werden. Aber noch mehr. Auch die Vereinigung der Tserarmee mit Benedek in der Stellung von Dubenez war jetzt unmöglich geworden, denn die Sachsen mit der Reiterdivision Edelsheim waren nach Süden auf Smidar abgedrängt, und auch ein Teil des tieferschütterten Korps Clam-Gallas nahm seinen fluchtartigen Rückzug nicht nach Miletin und Dubenez, wohin nur zwei Brigaden marschierten, sondern, von der feindlichen Reiterei fortwährend aufgeschauert und umschwärmt, nach Horstitz und Königgrätz.

Damit war auch die Stellung von Dubenez, in ihrer linken Flanke schon von Prinz Friedrich Karl bedroht, unhaltbar geworden. Völlig niedergeschmettert befahl Benedek noch am 30. Juni den allgemeinen Rückzug auf die Höhen im Westen von Königgrätz. Noch in der Nacht wurde der Marsch angetreten, aber er vollzog sich in solcher Unordnung und daher so langsam, daß die Korps erst am Abend des 1. Juli in die ihnen zugeordneten Positionen eingerückt waren. Ein Glück, daß der Kronprinz in Königinhof den Abzug

nicht bemerkte. Stimmung und Zustände des Heeres waren die traurigsten. Ungehorsam und Schlassheit, Unordnung und Niedergeschlagenheit bezeichneten die Lage. An 30000 Mann hatte die Armee in wenigen Tagen und ohne eine Hauptschlacht verloren, ihre immer wieder angewandte Stoßtaktik war, trotz hingebender Tapferkeit, an dem furchtbaren Schnellfeuer der Zündnadel gewesen, das Offiziere und Soldaten gleichmäßig mit Entsetzen erfüllte, abgeprallt und der überlegenen, ebenso gewandten als schneidigen Taktik des preussischen Fußvolks erlegen. Die Soldaten hatten alles Vertrauen auf ihre Fechtweise und ihre schwächere Waffe, die obern Führer auf ihre Truppen und auf Benedek verloren. Dieser selbst hielt unter solchen Umständen einen Sieg für unmöglich; in einem verzweifelten Telegramm am Mittag des 1. Juli bat er den Kaiser, „um jeden Preis den Frieden zu schließen,“ mit dem Zusatz: „Katastrophe für Armee unvermeidlich.“ An seine Frau schrieb er am Tage vorher: „Wäre besser, wenn mich eine Kugel trafe.“ Hätte er seiner eignen Einsicht ungestört folgen können, so hätte er wahrscheinlich am 3. Juli den Rückzug nach Olmütz angetreten und dadurch die gefürchtete Katastrophe vermieden; aber der Kaiser deutete ihm an, daß er eine Schlacht erwarte, berief Krismanitsch, Henikstein und Clam-Gallas ab und befahl die Wahl eines neuen Generalstabschefs (Baumgarten). So kam Benedek am Vormittage des 2. Juli zu dem Entschlusse, die Schlacht zu wagen, allerdings mit der Elbe im Rücken, aber er hatte sie an zwölf Stellen überbrücken lassen, und die noch von Krismanitsch ausgearbeiteten Dispositionen konnten in der an sich starken Stellung, wenn der Augenblick richtig erfaßt wurde, vielleicht doch noch einen Erfolg erzielen. Noch am Morgen des 3. Juli schrieb Benedek seiner Gemahlin: „Wenn mein altes Glück mich nicht ganz verläßt, kanns zum guten Ende führen.“ Seine Absichten den Korpsführern mitzuteilen hatte er freilich auch jetzt nicht für nötig gehalten.

Die schicksalsvolle Entscheidung nahte also mit raschen Schritten. Am Morgen des 30. Juni verließ König Wilhelm mit Bismarck, Moltke und Roon Berlin, um den Oberbefehl selbst zu übernehmen. Unterwegs von Koblentz aus sandte Moltke, noch ohne Kenntnis von Benedeks Stellung, gegen ein Uhr mittags ein Telegramm an die Armeeführer in Böhmen, das den Kronprinzen anwies, sich am linken Elbufer zu behaupten und über Königinhof dem linken Flügel der ersten Armee anzuschließen, dem Prinzen Friedrich Karl aber befahl, „ohne Aufenthalt“ auf Königgrätz (also, wie er annahm, auf die Rückzugslinie der Österreicher) vorzugehen. Als der König mit seinem Gefolge nachmittags nach drei Uhr den Bahnhof Zittau passierte, da hatten auch die Hunderte von Einwohnern der sächsischen Stadt, die ihn halb grollend, halb ehrfurchtsvoll erwarteten, das bestimmte Gefühl, daß die große Entscheidung, auf die sie mit Bangen harreten, unmittelbar bevorstehe. Eine Stunde später traf der König in Reichenberg ein, am 1. Juli übernachtete er in Sichrow,

dem schönen Schlosse des Fürsten Rohan, am 2. erreichte er, über das Schlachtfeld des 29. Juni fahrend, Gitschin, wo er im „Goldnen Löwen“ Quartier nahm. In diesem bescheidenen Gasthose wurden in der Nacht des 2. Juli die entscheidenden Beschlüsse zur Schlacht bei Königgrätz gefaßt.

Die Schilderung der ungeheuern Schlacht, der größten des neunzehnten Jahrhunderts, ist ein Glanzstück des Friedjungschen Buches. Benedek war von den preussischen Stellungen soweit unterrichtet, daß er sachgemäße Anordnungen treffen konnte; gleichwohl erfuhr er von dem Anmarsche des Kronprinzen nicht etwa durch seine eignen Refognoszierungspatrouillen, sondern durch ein Telegramm des Kommandanten von Josephstadt, das erst um einhalb zwölf Uhr mittags eintraf, also um die Zeit, wo der Kronprinz schon von der Höhe bei Choteborek aus die Feuerlinien der vor ihm tobenden Schlacht und die berühmten Linden von Horschenjowes erblickte und wenige Minuten, bevor elf Uhr vierzig Minuten der erste Kanonenschuß der Garden fiel. Nun war es allerdings nicht Benedeks Schuld, daß sein rechter, dem Kronprinzen zugewandter Flügel so schlecht gesichert war; das veranlaßte der Ungehorsam zweier Korpsgenerale, der Grafen Festetics und Thun. Statt nämlich nach Benedeks Weisung sich in der Telle zwischen Maslowjed und Medjelscht verdeckt aufzustellen, besetzten sie den nördlich vorliegenden Höhenzug von Horschenjowes, um einen bessern Ausblick zu gewinnen, und ließen sich dann verleiten, auf eigne Faust ihre Bataillone in den furchtbaren Kampf um den Swiepwald gegen die heldenmütige (achte) Division Fransecky zu werfen, wo sie sich nutzlos verbluteten. Als Benedek ihnen endlich gegen Mittag bestimmt befahl, zurückzugehen, thaten sie das nur zögernd und zu spät; ja Graf Thun führte sein übel zugerichtetes zweites Korps sofort nach der Elbe zurück, ohne sich weiter um die Schlacht zu kümmern. Dies Veräumnis hatte die weitere Folge, daß die Brigade Appiano, von Horschenjowes her heftig beschossen, das hochgelegne Chlum, den Schlüssel der Stellung, fast ganz räumte. So wurde der Einbruch der Garden in das österreichische Zentrum möglich. Persönlich verantwortlich ist dagegen Benedek dafür, daß er von der gewaltigen Reserve, die er im Zentrum bereit hielt, 47000 Mann Infanterie, 11400 Reiter und 320 Geschütze, nicht rechtzeitig Gebrauch machte, um sich entweder vor dem Eintreffen des Kronprinzen mit Übermacht auf die ermattete erste Armee zu werfen oder die Lücke im rechten Flügel auszufüllen. Von dem ersten mag ihn die Befürchtung, durch ein Vordringen nach Westen seine Rückzugslinie zu gefährden, abgehalten haben, zum zweiten war es vermutlich zu spät. Auch als das Verderben über ihn hereinbrach, that Benedek zwar das Äußerste, um an einzelnen Punkten zu verzweifelten Gegenstößen zu treiben, aber darüber versäumte er es, Anordnungen für den Rückzug zu treffen. So trieben die Truppen, zwischen zwei feindliche Feuerlinien eingepreßt, in zunehmender Auflösung führerlos nach der Elbe.

Gegen sechs Uhr verließ auch Benedek das Schlachtfeld und überschritt ungefährdet die Elbe. Von Holitz aus sandte er um zehn Uhr abends das erste Telegramm an den Kaiser, der schon vorher durch eine Depesche des Kommandanten von Königgrätz von siebenviertel Uhr über die Niederlage unterrichtet war („ganze Corps en débandade in und um die Festung, übersteigen alle Ballisadirungen, schwimmen durch die Gräben und Elbe, erklettern die Hauptumfassungsmauern“). Unter diesem Eindruck empfing Franz Joseph nachts 2 Uhr auf dem Nordbahnhofe seinen Bundesgenossen, den König von Sachsen, der von der Entscheidung noch keine Ahnung hatte; als ihm der Kaiser, selbst totenblaß, wenige leise Worte darüber sagte, sank der alte Herr wie vernichtet in sich zusammen. Zwei sächsische Offiziere waren die nächsten Zeugen des Auftritts. Dann kam die volle, schreckliche Gewißheit, und niemand kann ohne Bewegung so verzweifelt ehrliche Sätze lesen, wie die des Benedek'schen Telegramms, das der Kaiser nach einer banger Nacht am 4. Juli früh einhalb fünf empfing: „Vorgestern schon besorgte Katastrophe der Armee heute vollständig eingetreten. — Ganz ungeordnet zog sich alles über die Kriegsbrücken der Elbe sowie nach Pardubitz zurück. Verluste noch gar nicht zu übersehen, aber gewiß unendlich groß.“

Einen ernstern Versuch, die bei Königgrätz gefallne Entscheidung zu bestreiten, hat Österreich damals nicht gemacht. Aber indem es die grundsätzlich schon beschlossene Abtretung Venetiens am 4. Juli thatsächlich nun in Paris anbot, gelang es, den größten Teil der Südararmee nach Wien zu ziehen und unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Albrecht hinter der Donau eine ansehnliche schlagfertige Streitmacht mit dem Zentrum bei Pressburg aufzustellen. Wie ein zweiter großer Kampf um die Donauübergänge ausgefallen wäre, vermag niemand bestimmt zu sagen. Jedenfalls drängte die aufdringliche „Vermittlung“ Napoleons III. und der Wunsch Bismarcks, Preußen nicht unheilbar mit Österreich zu verfeinden, sondern, nachdem die Streitfrage entschieden war, möglichst bald ein besseres Verhältnis wieder herzustellen, zum raschen Frieden. Diese verwickelten Verhandlungen schildert Friedjung noch eingehend, ohne hier gerade viel neues beizubringen, und mit begreiflicher Genugthuung stellt er dann die glückliche Verteidigung Tirols, sowie die Seeschlacht von Lissa dar, wobei er dem jugendlichen Sieger, dem neununddreißigjährigen Kontreadmiral Wilhelm von Tegetthoff, den verdienten Lorbeerkranz slicht. Benedek's letzte Schicksale, Tegetthoff's Ungnade und Rückberufung, die Verhandlungen Beust's mit Frankreich 1868 bis 1870, um einen Vergeltungskrieg vorzubereiten, und die endliche Ausöhnung zwischen den beiden Gegnern von 1866 durch das Bündnis von 1879 bilden den „Schluß“ des Werkes. Friedjung sieht darin noch nicht das letzte Wort über das Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich, er hofft mehr. „Wenn die Zeitgenossen des deutschen Bruderkrieges zu ihren Vätern versammelt sind — das ist sein letzter Satz —, wird der Tag kommen, da ihre Erben das Vermächtnis der deutschen Geschichte (von dem Kaiser Wilhelm II.

in seiner Thronrede vom 25. Juni 1888 sprach) erfüllen werden.“ Er denkt dabei keineswegs, wie mancher seiner pessimistisch=hitzköpfigen Landsleute, an die Auflösung Österreichs und an die Vereinigung der ehemaligen deutschen Bundesländer mit dem Deutschen Reiche, sondern an ein „pragmatisches,“ in die Verfassung beider Reiche aufgenommenes, von allen gesetzgebenden Faktoren genehmigtes Bündnis, wie es Fürst Bismarck schon 1879 in Aussicht genommen hatte. Q. D. B. V.

Leipzig

Otto Kaemmel



## Die Ausbildung der preussischen höhern Verwaltungsbeamten



seit Jahren wird darüber geklagt, daß die Vorbildung der preussischen höhern Verwaltungsbeamten nicht mehr den Forderungen der Neuzeit entspreche; aber eine eingreifende Änderung der Vorschriften ist bis jetzt vergebens erwartet worden. Nun hat in der letzten Session des Abgeordnetenhauses der langjährige Präsident v. Köller bei seiner drastischen Schilderung der in der preussischen Verwaltung herrschenden Vielschreiberei auch über die ungenügende Ausbildung der Verwaltungsbeamten gesprochen und dabei eine so allgemeine Zustimmung des Hauses gefunden, daß die Sache hierdurch vielleicht etwas gefördert werden wird.

Die jetzt für die Ausbildung zum höhern Verwaltungsdienst in Preußen geltenden Bestimmungen sind gegeben durch das Gesetz vom 11. März 1879 über die Befähigung für den höhern Verwaltungsdienst und durch das dazu erlassene Regulativ vom 29. Mai 1879. Nach dem Gesetze werden ein mindestens dreijähriges Studium der Rechte und der Staatswissenschaften auf einer Universität und die Ablegung zweier Prüfungen gefordert, von der die erste die juristische Prüfung zum Referendar ist, während die zweite, die große Staatsprüfung, bei der Prüfungskommission für höhere Verwaltungsbeamte abzulegen ist. Die zweite Prüfung ist mündlich und schriftlich und soll sich auf das in Preußen geltende öffentliche und Privatrecht, insbesondere auf das Verfassungs- und Verwaltungsrecht, sowie auf die Volkswirtschaft und Finanzpolitik erstrecken. Zu dieser Prüfung ist eine Vorbereitung wenigstens von zwei Jahren bei den Gerichtsbehörden und wenigstens von zwei Jahren bei den Verwaltungsbehörden erforderlich. Bei der Prüfung kommt es darauf an, festzustellen, ob der Kandidat für befähigt und gründlich ausgebildet zu erachten sei, im höhern Verwaltungsdienste eine selbständige Stellung mit Erfolg einzunehmen.